

New Yorker Briefe.

Liegt New York in den Abruzzen Italiens, wo das Räuberhandwerk und die Ausplünderung harmloser Wanderer üppig blüht, oder muß man es in dem vielgepriesenen, anständigen Amerika suchen? So lamentierten die Zeitungen, als sie über einen frechen Straßenraub zu berichten hatten, der am hellen Mittage, nicht etwa in einem entlegenen Hofwege, sondern in einer der fashionablen Avenues der oberen Stadt, in der vornehmen Lexington Avenue, von einem Räuberquartett ausgeführt worden war. Und in der That etwas Verwegeneres als das Gebiet der Straßenräuberei ist wohl selten vorgekommen und noch nie haben Räuber eine fettere Beute, mit Raschheit und ohne viele Mühe erlangt, davongetragen. Jacob Ruppert, die Schöne und Neffen des alten Bierbrauer-Pioniers Valentin Ruppert, betrieben seit Jahrzehnten eine schwingende Brauerei an der 91. Straße; das Geschäft blüht und steht in seinen Produktionen des schäumenden Gerstensaftes in der ersten Reihe der New Yorker Bierindustrie. Der Umsatz muß ein enormer sein, wobei es nicht fehlen kann, daß allwöchentlich Tausende von Dollars, die in der Safe des Geschäfts-Etablissements keinen Platz finden, in die Gewölbe der Germania-Geschäftsbank transportiert werden müssen. Diese Praxis muß einer trefflich eingerichteten Bande, welche nur in der Linie „Arbeit“, wo es sich darum handelt, Rasenboten, die sorglos mit Geldsummen bepackt, ihres Weges ziehen, aufzulauern, sie niederzuschlagen und auszurauben, bekannt gewesen sein. Eines schönen Tages am hellen Mittag besaß sich also einer der Buchhalter der Ruppertschen Brauerei, ein obenreicht noch kurzschäftiger junger Mann, mit einer Geldbörse von zehntausend Dollars auf den Weg zu der etwa vier Meilen entfernten Bank in der Bowery. Da ein festsitziger Hund wiegen der Saft mit Silbergeld in Höhe von eintausend Dollars zu transportieren war, so wurde ein leichtes Wägelchen benutzt und zur größeren Sicherheit ein Begleiter dem Buchhalter beigegeben; nicht etwa ein starker, entschlossener Polizist oder Detective, sondern ein 16jähriger Stallbursche, der das Wägelchen trieb! Dieser Umstand sollte verhängnisvoll werden. Die beiden jungen Leute traten mit ihrem schweren Schatz wohlgemuth und nichts ahnend die Avenue hinab, den schweren Geldsack vor sich zwischen den Füßen haltend und das Paket Banknoten unter dem Sitze, als plötzlich ein hinter ihnen herziehender Kaufwagen, auf welchem vier Männer saßen, in das Wägelchen hineinfuhr, wie wenn sich zwei anrempeln. Die Verwirrung war da, die beiden jungen Leute wurden überhäufig, von ihren Sätzen abgeworfen, durch vorgehaltene Pistolen gezwungen, alles Bargeld abzugeben, worauf der Mann, der das Wägelchen trieb, mit rasender Schnelligkeit davon. Vorübergehe, welche die Flüchtlinge zu verfolgen suchten, wurden durch abgefeuerte Schüsse von dem Vorhaben abgelenkt. Die Räuber waren bald über alle Berge, das Geld war fort, die überfüllten Besten hatten Mühe sich von ihrem Schrecken zu erholen und die erst später von dem unglücklichen Führer und wohl vorbereiteten Raubzuge unterrichtete Polizei hatte das leere Nachsehen sowie Gelegenheit, eine „Theorie“ aufzustellen. Die einzige Theorie, zu deren Aufstellung man übrigens keineswegs der Polizei bedarf, ist die, daß der Plan von einem schlaun Kopf erfunden und unternehmenden Burschen, denen es auf einen oder zwei Wägelchen nicht ankommt, ausgeführt worden ist und daß die Thäter in den Spelunken zu finden sind, wo die Verbrecher förmliche Anstellungen haben. Es ist jetzt schon erwiesen, daß Derjenige, welcher den Plan erfunden, mit dem Geschäftsbetrieb in der Ruppertschen Brauerei genau vertraut gewesen ist, was noch der Umstand kommt, daß an dem Geschäftsführer der Brauerei sowohl, als von der Straße aus Alles genau beobachtet werden kann, was in der Office vorgeht. Das Verpacken der schweren Geldsumme, die Platzierung derselben unter dem Sitze, ist ein Geschäft, das dem Führer gegeben werden muß, der dann das Signal zum Abfahr, zum Anrempeln und zum Ueberfall gegeben haben wird. Der ganze Raubzug wurde so rasch ausgeführt, vier geschäftige Leute arbeiteten sich mit so wunderbarer Geschwindigkeit in die Hände und jede Rolle war so gut vorbereitet, daß ein Mißlingen nicht möglich war. Die Polizei, besonders der Capitain des Bezirks, in welchem das Kunststück ausgeführt wurde, sieht heute noch verblüdt da, tragt sich hinter den Ohren und die Herren Sicherheitswächter fragen sich gegenseitig, wie das nun möglich sein konnte? Die Räuberei dieser Art ist schier zum Lachen. Natürlich wird Niemand verlangen, daß ein Polizist allgegenwärtig ist, er wenn, wie ein alter, erfahrener Detective sagt, der Capitain sofort nach Empfang der Nachricht verständlich operirt hätte, anstatt darüber zu plaudern, was er zu thun vorhatte, so hätte er den Kerlen doch wohl auf die Spur kommen können. Jetzt sind sie verschwunden und griffe heute noch die Polizei in ihre n Eifer auf Gerathewohl in ein beliebiges Verbrechensnetz, in der Erwartung den oder die Nichtigen zu paffen, so ist Taufend gegen Eins zu wetten, daß den Kerlen nichts zu beweisen ist, als daß sie notorische Galanten sind. Was bei solchen Prozeßirungen herauskommt, hat ein ähnlicher Fall bewiesen, der sich im Frühjahr 1878 in

Brooklyn ereignet hat. Vermuthete Spitzbuben mit geschwärtzten Gesichtern hatten den Cassirer der Planet Mills auf offener Straße überfallen, ihn ausgeraubt und waren in einem bereitstehenden Fuhrwerk davon gefahren. Zwei oder drei Verdächtige wurden verhaftet und als es sich darum handelte, wieder erkannt zu werden, war ein Duzend von Augenzeugen und Beobachtern „überzeugt“, daß es dieselben seien, aber dennoch nicht so sicher, daß sie es mit einem Eid auf ihr Gewissen zu nehmen, sich getrauten. Ueberdies verstand der schlaue Advokat der Angeklagten die Zeugen durch Kreuz- und Querfragen so zu verblüffen, daß sie an sich selbst irre wurden. Die Verschlagenheit der Criminaladvokaten und die Schwierigkeit einen vollen Beweis zu bringen, daß die Verdächtigten auch die Thäter waren, erleichtert den Indulgenten ihren Handwerkszeugen und Gallen, so wie es bei dem erwählten Fall geendete, würde es auch enden, wenn die jetzigen Inhaber der Ruppertschen Zehntausend Dollars vor Gericht gestellt würden. Es kann Ihnen einfach nichts bewiesen werden. Sicher ist aber, daß die Galanten sich einen ausgekauft haben, der den Ueberfall vertragen kann, wie ja auch einer der Firma mit einer Art von Grandezza gekauert haben soll. Mit schlecht verhehlter Schadenfreude wird der um Zehntausend zu kurz gekommenen Brauereifirma die Heimführung von denen gegönnt, die die erkrankten Feinde des „blutigen Capitals“ sind.

Das in diesem Sommer wenig einträgliche Geschäft hat die hiesige Kinder- und Eiscompagnie auf die Idee gebracht, durch höhere Preise das aus dem konsumierenden Publikum herauszupressen, was der Vertrieb des Artikels der Compagnie kostet. Kutscher, Knechte, Pferde und Wagen kosten Geld, und zwar eben so viel, wie wenn der Centner Eis zwanzig statt achtzig Cents kostet. Die niedrigen Eispreise gefallen den Lieferanten durchaus nicht und ohne allen vernünftigen Grund hat die obengenannte Compagnie einen Ullas erlassen, daß sie den Preis um 25 Prozent erhöhen will, obwohl nachgewiesenermaßen soviel Eis aus der letzten Ernte auf Lager ist, daß es noch zwei Sommer vorhält, auch wenn die Sonne der letzten Menschheit noch so sehr einheizte. Es ist also nichts als die Habgier eines mächtigen Monopols. Da indeß das Eis im Sommer längst aufgehört hat, ebenso wenig wie die Kohlen im Winter für das Volk ein Luxusartikel zu sein, so wird dieses Volk mit der raublustigen Compagnie ein ernstes Wort sprechen.

Den italienischen, in New Orleans eingekerkerten Banditenchef aus den Klauen der amerikanischen Häsher zu befreien, ist den Verteidigern desselben nicht gelungen, so sehr sie auch in moralischer Entrüstung über angebliche Freiheitsberaubung eines unschuldigen Lammes argumentierten. Zum achten August werden Polizisten und Gendarmen aus Italien erwartet, die das bekannte Lamm als einen blutdürstigen Tiger erkennen werden.

Die Verwaltung der drei Hochbahnen New Yorks ist denn nun auch nach einem um dreijährigen Bestande eine so zerfallene geworden, daß zwei gerichtlich bestellte Receiver die Leitung der Geschäfte übernommen haben, alles die Folgen einer gewissenlosen Finanzverwaltung, unter welcher Aktionäre und Publikum litten. Letzteres vertritt sich auf der Wendung der Dinge auch den Vortheil, daß ein gleichförmiger Fahrpreis von fünf Cents zu allen Stunden des Tages eingeführt wird. Die früheren Directoren hatten dafür keine Ohren, weil sie nicht zu fättigen waren und nun verlieren sie auch noch, wie der Hund in der Fabel, der nach dem Schatten eines Knochens schnappte, diesen verlor, die Kontrolle über das ganze Geschäft.

Während Mord- und Raubfälle in den Straßen der Stadt lüthig floriren — an einem Abend letzter Woche sind in der berühmten Bowery zwei Mordgeschichten passirt — heimelt es Einen fast gemüthlich an, wenn der hochweise Stadtrath sich noch so viel Zeit gönnt, durch Verordnungen für das Wohl der Glieder der Leute zu sorgen. Es dürfen nämlich keine vegetabilischen Abfälle, als da sind Drangens, Bananen- und Gemütschalen auf die Seitenwege geworfen werden, damit Niemand dadurch zu Falle gebracht wird und sich Hals und Beine brüht. Diese Fürsorge eines durchaus politisch verumpfachten Stadtraths einer Weltstadt ist wahrhaft rührend. Ob sich wohl die rücksichtslose Jugend und der gedankenlose Flieg, denen vorstichtige Leute dergleichen Fußangeln am Weichen zu danken haben, daran besonders freuen werden? Erst dann vielleicht, wenn nachdrückliche Geld- oder Gefängnisstrafen statuiert sind. Am vergangenen Donnerstag war ein 16jähriger Bursche das erste Opfer der neuen Strafrechtsordnung: er hatte das Bewegverbot einer Bananenschale auf Trottoir mit einem Dollar zu büßen. Probaturum est! — Schließlich möchte ich noch den Irrthum berichtigen, daß der Vächter des neuen Germania-Theaters dasselbe nicht auf ein, sondern auf eine halbe Saison eine vollständige Veränderung der Basis zu bevorzugen, möchte sich nicht einmal für einen noch thätelustigeren Impresario lohnen, als Neuborff ist.

Massengemetzel auf einer Südsee-Insel.

Die „Tribune“ vom 30. April enthält folgende fast unglaublich klingende Schilderung eines Massenmordes in Fidschi: „Der Schoner Elizabeth

kehrte am letzten Sonntag von einer Handelsreise zurück und bringt die Nachricht von einem furchterlichen Gemetzel, das auf Capatana, einer der Äquator Inseln, verübt worden. Es scheint, daß vor einigen Jahren ein Zweig der Missions-Gesellschaft von Honolulu aus unter der Leitung eines Sandwiche-Insulaners, Namens Kabu, auf Capatana gegründet wurde. Es gelang Kabu, die ganze Gemeinde zu bekehren und sie zu bewegen, ihre Waffen seiner Ehre zu übergeben. In jüngster Zeit wurde jedoch die den südlichen Theil der Insel bewohnende Bevölkerung über die bei ihnen fortwährend gemachten Requisitionen unzufrieden und fiel vom Christenthum ab. Alsdann predigte Kabu einen Kreuzzug gegen sie, bedrohte seine Anhänger, stellte sich an deren Spitze und überließ die Abtrümmigen. Das Blutbad, welches nun folgte, war entsetzlich, nicht weniger als 1000 Männer, Frauen und Kinder wurden hingerichtet; die siegreiche Partei verübte die schrecklichsten Grausamkeiten an ihren Opfern, und nach der allgemeinen Meuterei wurden die Verwundeten zusammenge schleppt, auf einen Haufen aufgeschupelt und mit dem Dache eines alten Hauses bedeckt, welches das Schicksal Kabu mit eigener Hand in Brand steckte. Als die Elizabeth die Insel besuchte, war das Gestade noch immer mit den verwesenden Leichen von Männern, Frauen und Kindern bedeckt, aber der Nabelsführer Kabu hatte sich auf dem hawaianischen Fährzuge Stormbird nach Honolulu begeben, um sich wegen seines fast unglücklichen Verhältnisses zu verantworten.“

Die Bedeutung und Tragweite der Deutschenhag in Ostreich.

Wie anderwärts in Deutschland hat die Deutschenhag, welche in neuerer Zeit von Seiten der Slaven in Ostreich gegen das dortige Deutschthum in Scene gesetzt wird und in den neulichen blutigen Krawallen in Prag seine giftigste Blüthe trieb, auch in Berlin den tiefsten Unwillen, die größte Entrüstung erregt und die härteste Verdamnung gefunden. Gleichzeitig hat man in des deutschen Reiches Hauptstadt in diesen deutsch-feindlichen Bewegungen auch eine ernste Gefahr erkannt, deren Spitze sich gegen das deutsche Reich richtet. Um zu diesem Schluß zu gelangen, war es nicht nöthig, erst zu warten, bis die chauvinistischen Blätter Frankreichs, ihnen allen voran die Gambettischen, den brutalen Gewaltthaten der Geden gegen die Deutschen zugelaufen und in diesen Ausschreitungen eine verabscheuliche That erblickt hatten. Man war sich auch ehe die Presse des westlichen Erdtheils ihre hohe Freiheit mit den Schandthaten der Geden gegen die Deutschen in Böhmen zu erkennen gegeben, vollständig klar darüber, daß diese deutsch-feindlichen Bestrebungen, wenn auf die Dauer gebuldet, das deutsch-österreichische Bündniß ernstlich gefährden müßten. So äußerte sich unter anderen Berliner Blättern das dortige „Kleine Journal“ über die schändlichen Excesse in Prag:

„Die Früchte der Taaffe'schen Politik treten jetzt für jeden Einsichtigen klar und deutlich hervor. Statt der Veröhnung machen sich Zwiethracht und Haß geltend. Die Idee der Veröhnung der Völker in Ostreich ist sehr schön, aber es handelt sich darum, wie dieselbe durchgeführt werden soll. Es zeigt sich jetzt auf's Deutlichste, daß die slavischen Völker nicht mit der Glei chberechtigung zufrieden sind, sondern nach der Gleichheit in der That trachten. Die Geschichte der geistlichen Wirren ist ein klares Beispiel dafür. In früherer Zeit konnte Niemand Beamter in Böhmen werden, der nicht der deutschen Sprache mächtig war, alle Verhandlungen wurden in deutscher Sprache geführt. In der Hauptstadt Böhmens, in Prag, übernahm die deutsche Nationalität, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie waren in den Händen der Deutschen, nur die untere Volksklasse bediente sich der tschechischen Sprache. Nach der Zahlung des Jahres 1856 waren von den 124,000 Einwohnern in Prag 74,000 Deutsche und 50,000 Tschechen. Das Uebergewicht der Deutschen in jeder Beziehung war also damals in Böhmen noch gesichert. Seitdem aber die Veröhnungspolitik in Ostreich beliebt wurde, hat sich das Blatt gewandelt. Die Geden verlangen die gleiche Stellung in Böhmen wie die Magyaren in Ungarn. In allen Schulen wurde die tschechische Sprache eingeführt, die Kenntniß dieser Sprache wurde von allen Beamten verlangt. Aber alle die Zugewandten, welche den Geden gewährt waren, genügten ihnen nicht. Sie legten die Hand an das höchste Kleinod deutscher Kultur in Böhmen, die älteste deutsche Bildungsanstalt, die Universität. Diese sollte tschechisiert und ihres deutschen Charakters beraubt werden. So weit wagte denn doch das Ministerium nicht zu gehen; es zog es vor, neben der deutschen eine tschechische Universität zu errichten. Aber dieser lächerliche Ausweg genügt den Geden nicht, sie wollten überhaupt von deutscher Kultur nichts wissen und sind deshalb dazu geschritten, durch bößhafte Excesse die deutschen Studenten aus Prag hinauszutreiben. Man kann sich nicht wundern, daß es zu solchen blutigen Excessen gekommen ist. Seit Jahren hegt ununterbrochen die tschechische Presse, besonders die „Narodni listy“, gegen die deutsche Nation und macht aus ihrem weißen Haffe gegen alles Deutsche keinen Hehl. Der Prager Pöbel wird auf alle mögliche Weise fanatisirt; an der Spitze von dieser deutsch-feindlichen Bewegung stehen die tschechischen

Studenten, welche zu förmlichen Legionen organisiert wurden. Das Studium scheint bei ihnen nachgerade nur noch darin zu bestehen, ihren Haß gegen das Deutschthum durch die That zu beweisen. Wie weit die tschechische Annahme geht, hat erst vor Kurzem der Bürgermeister von Prag dadurch bewiesen, daß er erklärt hat, er werde an andere Communalbehörden nur tschechisch schreiben, was dem bisherigen Gebrauch entschieden widerspricht, da als Sprache der Behörden, fast stets die deutsche Sprache geübt hat. Alle tschechischen Schulen sind Tummelplätze der politischen Hege. Alle tschechischen Erziehungsanstalten bereiten systematisch den Bürgerkrieg vor. Die Führer der Geden wiederum reichen den Gambettisten in Frankreich und den Ranslawisten in Petersburg die Hand und denken nur daran, dem Deutschthum den Todesstoß zu versetzen. Solchem Treiben gegenüber können wir nicht ruhig zusehen. Die Schädigung des Deutschthums in Böhmen und Ostreich ist ein Angriff gegen das deutsche Reich; denn nur auf der Sympathie und der Stärke der deutschen Stammesbrüder in Ostreich beruht das Bündniß von Deutschland und Ostreich. Gelingt es den Slaven, das Uebergewicht in Ostreich zu erlangen, so wird dieses Bündniß erschüttert werden, und so muß es kommen.“

Zur Lage in Nord-Afrika.

Wie bedenklich man auch in Paris die gegenwärtige, durch den Raubzug der Franzosen nach Tunis herbeigeführte, Lage in Nord-Afrika betrachtet, erbellt u. A. auch aus den Correspondenzen der Pariser Mitarbeiter deutscher Blätter. Die französische Regierung selbst und die ihr ergebenen Organe wollen die gefährliche Wendung, welche die Dinge in Tunis und Alger genommen, noch immer nicht Wort halten, allein die bedeutenden Truppenverpflichtungen, welche in letzter Zeit dahin abgegangen sind und noch fortwährend abgehen, sprechen zu laut und deutlich für die Nothwendigkeit der Annahme, daß die Franzosen vor einem langwierigen, kostspieligen und blutigen Kriege mit einer durch religiösen Fanatismus zum grimmigsten Haß und wilder Tapferkeit entflammten zahlreichen Bevölkerung stehen.

Bezugnehmend auf die damals nur erwartete, später aber thatsächlich erfolgte, Einnahme von Sfax durch französische Truppen schreibt man aus Paris unterm 7. Juli:

„Vielleicht hat die Einnahme dieser Stadt mehr Blut gekostet, als die ganze tunesische Expedition, und leider muß man hinzufügen, daß es hiermit noch nicht beendet sein wird, denn auch in anderen Städten der östlichen Küste herrscht große Erregung und die Arbeiter des Südens bedrohen die Küstenstädte und das Leben der dortigen Europäer, die sich bisher der vollständigen Sicherheit erfreuten. Das sind die Folgen der französischen Unternehmung! Kenner der Verhältnisse behaupten, daß sich die Lage recht unangenehm gestalten könne, wenn die in Tunis herrschende Gährung sich den Küstenstädten der nördlichen Sahara mittheilen würde. Afrika sei in mehr als einer Beziehung der „dunkle Erdtheil“, und wenn die arabischen Stämme sich plötzlich nach Norden wälzen würden, so könne nach der Kraft dieses Noches gar nicht berechnen. Man müsse nur die große Ausdehnung und die schwache Bevölkerung der algerisch-tunesischen Südgrenzen betrachten, um zu erkennen, wie schwer es fallen würde, einem auf eine so große Angriffsbasis gerichteten Angriff überall rechtzeitig und mit ausreichenden Mitteln zu begegnen. Siegen kämen noch viel besonders erschwerende Umstände: einmal die Ungehörigkeit, die im Innern von Alger sowohl als in Tunis herrsche, und dann die unerschöpflichen Güter, welche die Grenzstädte in Ost und West — in Tripolis und Marokko — derzeit gegen die Franzosen hegen. Was namentlich Tripolis anbelange, so würde es leicht sein, die zu einem Kriegszuge, der gerade jetzt auch ein islamitisch-religiöses Gepräge tragen würde, nur allzu bereit Tripolitane gegen die tunesische Grenze in Bewegung zu setzen, ja, es würde nicht einmal einer Anregung bedürfen und die Araber würden es ganz aus freien Stücken thun, wenn sie nicht von ihrer Regierung davon abgehalten würden. Die mohamedanische Herrschaft habe sich überall fast gezeigt und stets die Ordnung aufrecht erhalten, wenn fremde Einflüsse ihre Thätigkeit nicht erschwert oder gelähmt hätten. So sei auch Tripolis bisher ein ruhiges und friedliches Land gewesen und es habe der französischen Expedition und der Einnahme des französischen Consuls in Tripolis bedurft, um eine gewisse Gährung zu schaffen. Gerade um diese nöthigenfalls mit Gewalt zu unterdrücken, habe die französische Regierung sich bemüht, die Truppen nach Tripolis geschickt und werde, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, auch vor der Entsendung von Kriegsschiffen nicht zurückschrecken. Wenn sie dabei zugleich den Zweck verfolgte, ihre Oberherrschaft über Tripolis in recht augenfälliger Weise klarzustellen, so könne sich das niemand nach den tunesischen Vorgängen verdenken. Die Folge ihres Verhaltens sei jedenfalls die gewesen, daß in Tripolis vollständige Ruhe herrsche und daß die tschechischen dort angelieferten Europäer wieder für ihr Leben noch für ihr Eigenthum zu fürchten brauchen, während man in Alger die Spanier zu Hunderten ermorde und während in Tunis eine ganz bedenkliche Anarchie einzubrechen beginne. Wenn die Worte nicht gerade im gegenwärtigen Augenblicke die Jügel straff anjage, wenn sie nicht an der tunesischen Grenze kleine militärische Lager errichte, so könnte es leicht geschehen, daß auch in Tripolis Unordnungen vorkämen.“

Diese sehr überzeugende Darstellung findet in Frankreich allerdings keinen Boden; denn wenn man bisher den Urgrund alles Übels bei den Krumirs suchte, so soll jetzt das Vilajet Tripolis an allem die Schuld tragen, und man will sogar behaupten, daß die Unruhen in Tunis und Alger direct von Konstantinopel geschickt und geleitet werden. Ob und in welchem Grade auch die französische Regierung diese abenteuerliche Ansicht theilt, wird ja die nächste Note Barthelemy Saint-Hilaire zeigen. Eine solche ist allem Anscheine nach in Vorbereitung, bis gestern Nachmittag aber noch nicht versandt. Ich möchte bezweifeln, daß sie so scharf ausfallen wird, wie hiesige Blätter behaupten, denn Barthelemy Saint-Hilaire ist ein gemäßigter, bescheidener Mann, und außerdem würde eine Art von Ultimatum doch seine sehr bedenkliche Seite haben. Die tunesische Unternehmung hat Frankreich nachteilig gegen Fremde gewonnen, ein Handreich gegen Tripolis könnte aber ganz andere Folgen heraufbeschwören.“

Entsetzliches Elend.

Aus Berlin schreibt man: Ein jammervoller Auftritt, der wohl den traurigsten Kommentar zu der herrschenden Nothlage liefert, wurde neulich Vormittag von den Passanten der Verkaufsstelle der Werberischen Obstveräußerinnen am Lustgarten beobachtet. Längs der Ostseite des alten Museums hatte ein Hecker, der Einkäufe bei den Werberischen machte, sein Hundestück aufgestellt. Vor dem vor Erattung eingekerkerten Hund stand ein gefülltes Häppchen mit Hundestück, wie man es in den Restaurants aus den Abfällen erhält. Es wurde nun ein ca. 35-jähriger Mann in stark verwitterter Kleidung, dem Hunger und Kummer auf dem Gesicht geschrieben stand, beobachtet, wie er erst längere Zeit den schlafenden Hund im Auge behielt und dann in einem unbewachten Augenblick das Häppchen Hundestück diesem Weg und zu sich heranzog. Kaum im Besitz des Häppes, griff er mit gierigem Finger in den Halm hinein und führte darin enthaltene Fleisch- und Brockstücke zum Munde. Der von so grimmem Hunger Geplagte wurde in seiner überaus traurigen Mähheit gefest und wollte beschämt von dannen schleichen, aber die von so viel Elend tief ergriffenen Handwerkerinnen ließen dies nicht zu, ehe nicht jede von ihnen dem halb verhungerten Menschen ein Geldstück gegeben hatte. Für den Augenblick war dem Mann ein wenig mehr als ausreichend geholfen, was aber dann, wenn das erhaltene Geld verzehrt ist? „Stehlen“ darf er nicht und neulich Mittag ist der Bekauerswerthe erst, nachdem er viele Monate nach Arbeit vergebens sich umgesehen hatte, aus einer wegen „Betteln“ an ihm vollstreckten fünfjährigen Haftstrafe entlassen worden.

Hundert und vier Jahre alt.

Anton Värberich's Lebenslauf. — Er lebt unter Napoleon I., unter Flieger und Wellington.

Wie er drei französische Reiter aus dem Sattel hieb.

Im St. Michael's Hospitale in New York, im Staat New Jersey, liegt, wie die dortige „New Jersey Free Press“ berichtet, seit dem 27. Oktober 1877 Anton Värberich, dessen Alter jetzt 104 Jahre beträgt, und welcher noch immer klaren Geistes ist. Der Mann hat schon manchen Sturm erlebt, schon manchen Schlacht mitgemacht und unter Napoleon I., dem selben George, und dem berühmten englischen General Wellington gekämpft. Im Jahre 1812 marschirte er mit Napoleon nach Rußland und machte jenen denkwürdigen Feldzug mit, und drei Jahre später half er seinen einstigen Feldherren bei Waterloo schlagen. Ein Bericht-erstatler der „Free Press“ stattete Värberich gegen einen Besuch ab und der Mann machte ihm die nachstehenden Mittheilungen:

„Ich bin in Sulzbach, bei Ettingen im Württembergischen, im Jahre 1777 geboren. Das genaue Datum liegt in meinem Taufstein, den mein ältester Sohn jetzt in Händen hat, und welchen ich bei meiner Aufnahme hier vorzeigte. (Von der Hospitalverwaltung bestätigt.) In meinen jungen Tagen habe ich meinem Vater bei der Feldarbeit geholfen, bis ich zu den Husaren abgeführt wurde. Im Württembergischen „Rande“ haben wir es gut gehabt, bis der französische Kaiser unseren König zwang, mit ihm nach Rußland zu marschiren. Auf dem Marsch dahin hat es uns an nichts gefehlt. Mein Regiment hat 2 Stunden von Moskau entfernt gelegen; hinein sind wir nicht gekommen. Als die Stadt brannte, wurde zum Rückmarsch commandirt. Nun sind unsere Leiden an, welche sich aber auch nicht beschreiben lassen. Wir Husaren waren zur Dedung der Infanterie commandirt, aber es dauerte nur wenige Tage, da war alles ein großes Durcheinander und in einem wilden Haufen flohen Infanterie, Artillerie, Cavallerie, Württemberger, Franzosen, Bayern, Polen u. s. f. Die Russen griffen uns beinahe täglich an. Dazu wurde es jeden Tag kälter und wir hatten wenig zu essen; die Pferde wurden uns entweder todt geschossen, oder sie gingen infolge von Hunger und Ermüdung zu Grunde. Pferdefleisch war unsere einzige Nahrung; mit Schnee löschten wir unseren Durst.“

„Dieses Elend dauerte Wochen lang und ich kann nicht sagen, wie es gekommen ist, daß ich wieder nach Hause kam, denn es war mir alles gleichgültig. Ich erinnere mich noch wohl, wie ich mich wie ein Kind freute, als wir in eine preussische Stadt kamen, warmes Essen erhielten und andere Kleidung und Schuhe anziehen durften. Als wir wieder in Stuttgart ankamen, wurden wir auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Drei Jahre lebte ich nun in Frieden und behaute, nachdem ich geheiratet hatte, ein kleines Bauerngut in Sulzbach. Dann ging es aber noch einmal los mit dem Soldatenleben. Desmal aber nicht mit, sondern gegen die Franzosen, welche wir Deutsche, mit den Engländern verbunden, bei Waterloo gehörig durchbläuten. Da war es auch, wo ich den Säbelhieb (das rechte Handgeißel zeigend) erbielt. Ich hatte es damals mit drei Franzosen zu thun, von denen ich zweien das Lebenslicht „ausblies“, denn sie fielen leblos aus dem Sattel. Den Dritten verwundete ich durch einen Säbelhieb und er streckte die Waffen. Blücher und Wellington habe ich mehrmals gesehe. Dann, als der Friede geschlossen wurde, bekam ich meinen Abschied und lebte wieder als Bauer weiter. Nach neunjähriger glücklicher Ehe starb mein Weib, und ich blieb mit einer Tochter und drei Söhnen allein, weiter wie schaffend. Vor etwa 20 Jahren wanderte ich nach dem andern meiner Kinder nach America aus und sie schrieben dann so lange, ich solle nachkommen, daß ich vor 16 Jahren, nachdem ich Alles, was ich besaß, verkauft hatte, auch hier nach New York reiste. So lange ich konnte, half ich bei der Arbeit in meines Sohnes Haushalt, welcher — natürlich der Sohn — ein Schneider ist. Vor etwa vier Jahren wurde ich so schwach in den Beinen, daß ich immerwährend liegen mußte. Durch die Verwendung des Parers Prieth wurde ich in dieser Anstalt aufgenommen. Ich habe guten Appetit, nur kann ich ohne Beistand nicht aufstehen. Ich muß deshalb die ganze Zeit im Bett zubringen. Mit dem Hören geht es auch schlecht, man muß recht laut sprechen, wenn ich es verstehen soll. Mit Hülfe einer Brille kann ich lesen. Meine Kinder kommen und besuchen mich so oft, als es ihnen möglich ist und die Schwestern hier sind auch gut und freundlich, so daß ich es mir nicht beider wünschen kann.“

Der alte Mann ist nahezu sechs Fuß hoch und seinem Gesichtsausdruck nach zu urtheilen, würde man auf ein so hohes Alter nicht schließen. Seine Hände zittern beständig, aber seine Stimme ist noch kräftig. Wie die Schwestern, welche ihm aufwartet, sagte, ist er zeitweise cblisch, sonst ist er aber freundlich und geduldig.

Einem alten Mann ist nahezu sechs Fuß hoch und seinem Gesichtsausdruck nach zu urtheilen, würde man auf ein so hohes Alter nicht schließen. Seine Hände zittern beständig, aber seine Stimme ist noch kräftig. Wie die Schwestern, welche ihm aufwartet, sagte, ist er zeitweise cblisch, sonst ist er aber freundlich und geduldig.

Englische Bevölkerungsstatistik.

London, 7. Juli. Dem Parlament ist heute ein vorläufiger Bericht über die Ergebnisse der diesjährigen Volkszählung vorgelegt worden. Dieser Bericht bezieht die Gesamtbevölkerung von Großbritannien und Irland auf 35,246,562 Köpfe, was einen Zuwachs von 1,477,236 Köpfen in den letzten zehn Jahren darstellt. Von dieser Seelenzahl entfallen 25,968,286 auf England und Wales, 4,734,370 auf Schottland, 5,159,839 auf Irland, 53,492 auf die Insel Man und 87,731 auf die Kanalinseln. Von Städten ist Nottingham am meisten begünstigt, da seine Einwohnerzahl sich seit 1871 nahezu verdoppelt hat. Liverpool und Birmingham haben um je 60,000, Leeds um 50,000, Sheffield und Bristol um je 70,000 Einwohner zugenommen; von Manchester wird dagegen berichtet, daß es nahezu 10,000 Einwohner eingebüßt hat. Daß sonst die Städte sich eines riesigen Wachstums erfreuen, geht aus dem Umstande hervor, daß im Jahre 1871 nur 16 parlamentarische Burghsden von über 100,000 Einwohnern existirten, während es deren heute 21 giebt. Die Bevölkerung Londons ist von 3,254,260 Seelen in 1871 auf 3,814,581 in 1881 gestiegen, weist hiermit eine Zunahme von 560,211 Köpfen auf. Dieser Zuwachs vertheilt sich auf alle Bezirke der Metropole (29 an Zahl) mit Ausnahme der City, deren Einwohnerzahl sich um 24,414 Seelen vermindert hat. Auf die Quadratkreise Radeham in London kommen jetzt 32,326 Einwohner. Nach London ist Liverpool die größte Stadt des Reichs, mit etwas über 550,000 Einwohnern. In England und Wales hat die Bevölkerung seit 1871 um 3,256,020, in Schottland um 374,352 Seelen zugenommen, in Irland dagegen 252,536 oder ungefähr 19 (hauptsächlich durch Auswanderung) eingebüßt. Zu bemerken ist noch, daß die Gesamtzahl der männlichen Einwohner von Großbritannien und Irland (17,253,947) hinter der weiblichen um nahezu 750,000 zurückbleibt.

— Eine Geier-Wally. Der „W. A. Z.“ wird aus Sulzbach berichtet: „Die Doppelwirthin in St. Beno bei Reichenhall, wegen ihres robusten Wesens gefürchtet und von ihren Nachbarn gemied, hat am Dienstag, den 28. v. Mts., einen ihrer Gäste — es soll ein Bauführer von Reichenhall sein — mit einem Revolver niedergeschossen. Das Motiv dieser gräßlichen That soll maßloser Zorn gewesen sein, indem der besagte Gast, dessen Verwundung eine lebensgefährliche ist, einer geringfügigen Ursache wegen mit der Wirthin in Streit gerieth. Welsch rabiater Person übrigens von je her die „Doppelwirthin“ war, darüber erzählt man sich in Reichenhall und Umgebung Verschiedenes. Sie prügelte manchmal Gast und Weibchen, ein einziges Wort genügte oft. Ihrer großen Stärke halber war sie bei den Burschen der Umgebung in Ansehen. Diese grimmige Bruchhilfe dürfte nun, dem Arme der Gerechtigkeit überliefert, ihrem todt-unvermeidlichen Uebermuth ein Ziel gesetzt sehen.“